

ständnis und die Unterstützung des Hauptausschusses und seiner Vorsitzenden.

1941, später als die meisten anderen deutschen Flüchtlinge von Frankreich, kam Marie Juchacz mit ihrem immer treuen Schwager Emil Kirschmann nach New York. Sie hatten sich von Europa nicht trennen können immer hoffend, man würde dort mit illegaler Arbeit, an der sie beteiligt waren, das Hitler-Regime stürzen können. Marie war

Worte der Freunde aus der Emigration

Erna und Jola Lang:

Nur gut, daß wir Deine Toleranz und Geduld kennen, Marie! So können auch wir es wagen, das Wort zu ergreifen, um von einer Etappe Deines ereignisreichen Lebens zu sprechen, die gewiß zu den schwersten gehörte: den Jahren der Emigration. Du wirst es Deinen Freunden und Weggefährten nicht verargen, wenn sie Deinen 75. Geburtstag zum Anlaß nehmen, um Rückschau zu halten.

Wir wollen nicht, wie die Spießbürger, „in Erinnerungen schweigen“, sondern jener Daten und Ereignisse gedenken, die zu den grausigsten der Menschengeschichte gehören, durch die Du 1933, wie Tausend andere, vertrieben wurdest. Deine erste Station war das Saargebiet. Dort wurde aus der deutschen Reichstagsabgeordneten plötzlich die Inhaberin eines Mittagstisches, der aber nicht nur seine Gäste bewirtete, sondern zugleich der Mittelpunkt politischer Flüchtlinge wurde.

Aber trotz Eures aktiven Eingreifens in die Kämpfe um die Abstimmung überspülte die Naziflut auch das Saargebiet, und Du mußt weitermarschieren. Nur wenige Kilometer, ins Elsaß, nach Mülhausen, möglichst nahe der Grenze, damit die Verbindung in die Heimat nicht abbrach. Immer wieder erschienen die Genossen von drüben, um Informationen und Material zu empfangen, Helden, deren Namen die Chronik nicht verzeichnet.

Dann kam der unheilvolle Sommer 1939, Kriegsausbruch, wieder mußten überstürzt die Koffer gepackt werden — Paris. Keiner von uns hat viel von den besungenen Schönheiten dieser Stadt empfunden, wir hatten andere Sorgen. Es blieb uns auch nicht viel Zeit, denn die Kriegsmaschine Hitlers überrollte die Maginotlinie, und wir mußten wieder einmal davonlaufen. Pétains Verrat war unsere Rettung. So konnten wir in Südfrankreich wenigstens für die weiteren Abenteuer Atem schöpfen. Nur ein Wunder konnte helfen. Und seltsam genug: das Wunder geschah. Das Jewish Labor Committee und die AF of L veranlaßten die Roosevelt'sche Administration, durch den amerikanischen Konsul in Marseille einigen hundert Flüchtlingen Notvisa zu erteilen. (Wie gut, daß es damals noch keinen McCarthy gab.) Doch die einzige passierbare Grenze — Franco-Spanien — war geschlossen. Erst in letzter Minute, im Frühjahr 1941, konntest Du mit anderen Freunden auf einem französischen Dampf-

frischer als je zuvor. Sie gründete in New York die AW neu, eine schwere Aufgabe in dem sozialistenarmen Amerika. Trotzdem hat sich die New-Yorker AW durch ihre Paketsendungen nach Deutschland einen Namen machen können.

Ich hoffe, daß Marie Juchacz sich bald von ihrem Unfall erholt, damit sie mit 75 so treu und erfolgreich zu ihrem Werk, der Arbeiterwohlfahrt, stehen kann wie von ihrem 40. zum 75.

fer nach Martinique, der malerisch-exotischen, Rum-reichen Insel entkommen. Neues monatlanges Warten, bis Euch ein Schiff nach Amerika brachte. Endlich — Mitte 41 — konnten wir, denen es gelungen war, vorher durch andere Notausgänge zu schlüpfen, am Pier stehen und Euch in Empfang nehmen.

Nun mußten wieder Alltagsprobleme gelöst werden. Selbst im „reichen Amerika“ war das nicht so einfach. Die meisten von uns sprachen kein Wort englisch. Mit Hilfe der Quäker und des Refugee Service, der Labor Aid und des International Rescue Committee gab es schließlich eine bescheidene materielle Sicherheit. Jeder von uns nahm jede nur mögliche Arbeit an.

Aber eine schwere Sorge blieb: Was wird aus Deutschland, was aus der Welt? Denn inzwischen hatte die braune Pest fast ganz Europa verschlungen, und der Siegeszug schien unaufhaltsam. In dieser Zeit, als die Hoffnungslosigkeit in unsern Reihen umging, als auch viele „Prominente“ innerlich kapitulierten, da haben wir uns oft genug in Deiner kleinen Wohnung in der Bronx zusammengefunden, ein „Fähnlein der sieben Aufrechten“, um uns zu beraten und uns Mut zuzusprechen.

Für die Dauer war das aber nicht genug. Gleich uns hatten auch die andern „Newcomer“ deutscher Zunge das Bedürfnis nach einem Zusammenhalt, um in gemeinsamen Diskussionen eine Neuorientierung zu finden. Wir mußten daher eine Organisation suchen, die uns sozusagen Gastfreundschaft gewährte. Wir fanden sie im Workmen's Circle („Arbeiter-Ring“), einer Selbsthilfevereinigung, die um die Jahrhundertwende von jüdischen Einwanderern geschaffen war, in der wir eine „German speaking branch“ bildeten. Auch in Amerika braucht jeder Verein einen Vorstand, und wir konnten wirklich keinen besseren Vorsitzenden finden, als Dich, Marie. Und so hast Du Dir in Deiner langen Laufbahn einen neuen Titel verdient: Chairman, der unsere Versammlungen mit Takt und Geschick leitete. Es ging manchmal stürmisch her, und die Meinungen platzten aufeinander, aber Du hast dieses heterogene Häuflein gut zusammengehalten. Erinnerst Du Dich noch unserer Debatten, unserer Pläne und Resolutionen, gerade so, als ob die Welt auf unsere Erkenntnisse warte? Wir zerbrachen uns die Köpfe, wie es nach dem sogenannten Tausendjährigen Reich aussehen würde,

was zu tun sei, um Nationalismus und Intoleranz gründlich zu beseitigen, um die Fundamente für ein anderes Deutschland zu sichern. Wir mühten uns, diese Zeit so gut wie möglich zu nutzen. Natürlich standen wir auch mit den „Oldtimern“, den guten treuen Genossen, die in den zwanziger Jahren nach Amerika ausgewandert, in enger Verbindung. In dankbarer Freundschaft gedenken wir der Hilfe, mit der sie uns beistanden. Sie wählten die Tradition, indem sie sich in der Deutschen Sprachgruppe der Social Democratic Federation zusammenfanden.

Vor 10 Jahren, als wir im engen Freundeskreis Deinen 65. Geburtstag feierten, zeigte sich schon ein kleiner Hoffnungs-schimmer. Und wir rüsteten für den Tag, an dem ein Land nach dem andern von dem Gestapo-Terror befreit werden würde.

Die Deutsche Sprachgruppe des Workmen's Circle gründete einen Solidaritätsfonds. Keine Gelegenheit war uns zu schlecht, kein Mittel wurde von uns verschmäht, um Geld und Kleider, Schuhe und Lebensmittel zu sammeln. Ein Glück, daß wir Dich mit Deinen alten Arbeiterwohlfahrtserfahrungen an der Seite hatten. Wir folgten den alliierten Armeen auf dem Fuße mit unseren Paketen, die wir den überlebenden Genossen in Frankreich und Holland, in Belgien und Dänemark schickten.

Und endlich kam es dazu, daß Deutschland Stück um Stück seinen Totengräbern entrissen wurde. Das war der Tag, auf den wir lange und sehnsüchtig warteten. In unsern Träumen hatten wir ihn uns allerdings anders vorgestellt. Gleichviel, nun galt es, erfinderisch zu sein, um denen, die unserm Herzen am nächsten standen, den Befreiten aus Konzentrationslagern und Zuchthäusern, den Gesinnungstreuen und Verfeimten, die 12 Jahre Leid hinter sich hatten, zu helfen. Das war eine schwere Aufgabe, denn es gab keinen Postverkehr mit dem besiegten Feindland. Aber unsere „boys“ waren hilfsbereit, couragiert und phantasievoll genug, um mit den geringen Anhaltspunkten, die wir ihnen geben konnten, die Freunde einzeln ausfindig zu machen, so daß wir bald ein Netz von Verbindungen und Vertrauensleuten hatten.

Was immer wir für den „Solifonds“ sammelten, wie groß auch die Opferbereitschaft war, es reichte nicht aus. Da bist Du wieder in die Bresche gesprungen und hast mit den Freunden vom Jüdischen Arbeiter-Komitee, die den Rasenwahn Lügen strafte und uns immer wieder Verständnis und vorbildliche Hilfsbereitschaft bewiesen, verhandelt. Sie gaben uns namhafte Beträge und „adoptierten“ Adressen für CARE-Pakete. Und dann kamen endlich die Briefe, zuerst auf Umwegen, dann direkt. Das waren aufregende Monate. Wie freuten wir uns mit jedem Wiederentdecken, wie trauerten wir um jene, die Verfolgung oder Bomben hinweggerafft hatten. Wie oft haben wir miteinander telefoniert, uns Neuigkeiten vorgelesen und die Briefe ausgetauscht.

Damals wurden dank Deiner Initiative eine New-Yorker Zweigstelle der Arbeiterwohlfahrt gegründet, ein „Gift-parcel-business“ organisiert und Weihnachtsbazare veranstaltet. So warst Du jahrelang in praktischer „Arbeiterwohl-

fahrt“ in Amerika tätig, bis Du dahin zurückgingst, wo Du einst ihren Grundstein legtest.

Wir haben in den Jahren der Emigration gute und böse Tage miteinander verlebt, wir marschierten zusammen und stritten miteinander, aber wir sind glücklich, daß unsere kleine Treugemeinschaft mit ihrem Chairman an der Spitze allen Widrigkeiten zum Trotz so manches leisten konnte.

Vor 5 Jahren, bei Deiner Abschiedsfeier in New York, wurden viele Worte des Dankes an Dich gerichtet, nicht nur für Deine Hilfstätigkeit, mehr noch für Deine Treue und unbedingte Hingabe an die gemeinsame Sache und für Deine Freundschaft, die Du uns allen schenkest. So war es kein Zufall, daß Dich nicht nur die nächsten Deiner Lieben,

Hans E. Hirschfeld:

Am 15. März wird unsere Marie Juchacz 75 Jahre. Andere, Berufenerer, werden die Politikerin Marie Juchacz, die Gründerin der Arbeiterwohlfahrt, eine der großen Frauengestalten der deutschen Arbeiterbewegung, schildern und ehren. Ich will von unserm gemeinsamen Erleben sprechen. Wir haben uns gekannt, oft getroffen und freundschaftlich miteinander verkehrt in den Jahren der Weimarer Republik, als Marie Juchacz, die rastlos tätige Reichstagsabgeordnete, Mitglied des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie, Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt, ein rastloses, ausgefülltes Leben führte. Die freundschaftlichen Bande, die über unseren Emil Kirschmann und Elisabeth Kirschmann-Röhl, die beiden unvergeßlichen Menschen geknüpft waren, hielten auch uns in Freundschaft zusammen.

Doch die wahre menschliche Größe dieser Frau zeigt sich voll erst in der Zeit nach 1933, als das Grauen Hitlers und des Nazismus über Deutschland kamen. Da habe ich den Menschen Marie Juchacz erst ganz erfassen und lieben gelernt. Die Partei und ihre Organisationen wurden zertreten — wir wurden hinausgetrieben aus Deutschland, das nicht mehr unser Deutschland war, herausgerissen aus der Bahn, aus der täglich gewohnt und geliebten Arbeit, Männer und Frauen. Ratlos manche, hilflos viele, nicht wissend wohin, nicht wissend, wo-wo leben.

Marie Juchacz, Du hast in Saarbrücken ohne viel Worte den vielen Schicksals-genossen ein Beispiel gegeben, wie man versuchen muß, auch unter den widrigsten Umständen Hand anzulegen, zu arbeiten, zu helfen. Ich sehe noch in der Bahnhofstraße in Saarbrücken die Räume, in denen Du, das Parteivorstandsmittglied, die Reichstagsabgeordnete, die Politikerin, ohne viele Worte zu machen in der Küche standest, einen Mittagstisch einrichtetest und damit ein Heim und einen Zufluchtsort für die vielen durcheinandergewürfelten Menschen schufst, die Du mit Speis und Trank und mehr noch mit Zuspruch versorgtest. Du kochtest, Du wuschest ab, warfst hin und wieder einige Bemerkungen in die Diskussionen, die von morgens früh bis abends spät gingen, klärtest, schlichtetest und halfst. Die ganze große

unser unvergeßlicher Emil und die liebe Käthe umgaben, sondern auch der große Freundes- und Genossenkreis, der half, das Bitterste der Fremde, das Gefühl des Alleinseins, nicht aufkommen zu lassen.

Mit gutem Recht dürfen wir uns wohl zum Dolmetsch aller Freunde machen, die gleich uns die Jahre des Exils mit Dir teilten, um Dich zu Deinem 75. Geburtstag zu beglückwünschen. Bleibe uns noch lange erhalten in Deiner Vitalität, die Dein ganzes Leben erfüllte, ein Leben, auf das Du mit Stolz zurückblicken darfst, denn es stand immer im Dienste der Arbeiterbewegung, im Dienste des Sozialismus.

Menschlichkeit, Deine Güte und Deine praktische Nächstenliebe haben sich mir damals im hellsten Licht gezeigt, so dunkel und so wenig gemütlich auch diese Wohnung in Saarbrücken in der Bahnhofstraße sein mochte. Und was im Jahre 1933, wenige Wochen nach dem Beginn des 3. Reiches, von Dir geschaffen wurde, das hast Du fortgesetzt in den trüben und schweren Jahren der Emigration, des Wanderns durch die Länder und Kontinente, in Metz, in Mülhausen und später in New York in den Vereinigten Staaten. Die praktische Nächstenliebe, die praktische Bewährung in den widrigen Tagen des Lebens hast Du gezeigt und ohne viele Worte und ohne viel Aufwand uns allen ein Beispiel gegeben, das viele Jüngere verstummen ließ, die geneigt waren, über das harte Los der Emigration zu klagen.

Marie in der Küche, Marie an der Nähmaschine, Marie im Haushalt, aber auch Marie in den Versammlungen der Gruppen und Zirkel der Emigranten, gleich ob es in Frankreich, in der Schweiz oder in den Vereinigten Staaten war. Marie, Du warst immer die gleiche, immer die Starke, die Gebende und die Hörende. Jeder, der in diesen Jahren mit Dir zusammen kam, fühlte: hier ist ein Mensch, der über eigenem Leid und eigenem Ungemach niemals vergißt, daß wir Menschen dazu da sind, einander zu helfen, zu stützen und zu beraten.

In diesen Jahren von 1933 ab, da ist unsere Gemeinschaft in vielem Leid und wenig frohen Stunden gewachsen, da wurde das Band enger und enger geknüpft, das uns umschlungen hält, das nichts zerstören kann.

Es ist so leicht, Freunde zu haben und zu erwerben, wenn es uns gut geht. Wenn aber die Zeiten dunkel und trübe sind, dann — so sagt das Sprichwort — ist der Mensch allein. Du, Marie Juchacz, bist nie allein gewesen! Denn Du hast in den dunklen Jahren der Verbannung Freundschaft und Liebe vielen erwiesen, die sich heute stolz und froh zu Dir bekennen, zu der Freundin und Frau, die wir lieben und verehren, weil sie uns ein Beispiel menschlicher Größe gab in hellen und in dunklen Tagen.

Herta und Erich Lewinski:

Welches war das entscheidende Erlebnis in den Jahren der politischen Emigration und woraus schöpften wir die Kraft um durchzuhalten, um etwas von dem Schwung, dem beflügelnden Auftrieb unserer jungen Jahre hinüberzuretten in die Arbeit der kommenden Zeit? Es war das Erlebnis der Solidarität, der selbstverständlichen Bereitschaft füreinander; es war der Umstand, daß wir ein deutliches Gefühl entwickelt hatten dafür, wo Einsatz nötig wurde, wo Hilfe not war.

Das Symbol für solche Haltung, das große Beispiel dafür war für uns in den Jahren der Wanderschaft Marie Juchacz! Sie, die reife, ausgeglichene, gütige Frau verkörpert sich in unseren Gedanken als ein Beispiel für all die guten Eigenschaften, die in jener Zeit stärker als sonst in unserem Leben entwickelt wurden. Die unerschütterliche Ruhe, die von ihr ausging und die Selbstverständlichkeit des Helfens überzeugten ohne Worte. Sie brauchte gar nichts zu sagen, sondern einen nur anzusehen, wenn sie einen Akt der Solidarität, der Hilfe, erreichen wollte. Es war eine starke Wirkung, die von ihr ausging; die Wirkung des Menschen, vor dem man nicht bestehen kann, wenn man das berechtigte Anliegen, das er an einen hat, nicht ausführt — und Marie's Anliegen waren immer berechtigt.

Wir sehen noch vor unseren Augen unsere erste Begegnung am Bahnhofplatz in Marseille, in der Illegalität, an einem finsternen Abend. Alles war nervös! Rings um uns fanden Razzien und Verhaftungen der Menschen statt, die das gleiche Schicksal hatten wie wir. Marie verlor nie ihre Ruhe. Von ihr ging eine Sicherheit aus, die ansteckend wirkte. — Als wir dann am Pier in New York standen, um den Dampfer zu erwarten, der Marie Juchacz auf dem Weg von Frankreich über Martinique, nach New York brachte, hatten weder die Mühen der Reise noch die Aufregungen der Wanderschaft etwas von ihrer Sicherheit getrübt. Immer wieder die Sicherheit, die Ruhe, die nur ein großer, starker Mensch aufbringen kann. Und später in New York, war sie die erste, die mit Selbstverständlichkeit die Hilfsaktionen für die deutschen Genossen in Gang brachte, die sich bald als notwendig erwiesen. In dem kleinen trüben Lokal in Yorkville wurden die ersten Keime für die Hilfsarbeit geschaffen. Marie inmitten eines Kreises von immer bereiten Genossen schaffte bis spät in die Nachtstunden hinein. Adressen wurden gesammelt, Mittel wurden ausfindig gemacht, Pakete wurden gepackt und abgeschickt. Und die Ruhe der Befriedigung, die bei einer solchen Tätigkeit von Marie ausging, übertrug sich auf uns jüngere Genossen.

In all den Jahren hat sich eine Freundschaft entwickelt, die stärker ist als nur persönliche Beziehung, die ihre Wurzel hat in der Gemeinsamkeit der Überzeugung und der Ideen. Wir haben es stets als einen großen Gewinn und einen Vorzug empfunden, einem Menschen von solcher Tiefe und Lauterkeit, von solcher Güte und selbstverständlicher Solidarität begegnet zu sein. Wir sind dankbar, ihre Freunde sein zu dürfen.

Internationale Solidarität

Von Dr. Regina Kägi-Fuchsmann, Zürich

Es ist nun ziemlich genau 25 Jahre her, seit ich den Namen von Marie Juchacz zum ersten Male hörte. Unsere liebe Genossin Dr. Emma Steiger hatte damals das Glück gehabt, an der Reichskonferenz zum 10. Jahrestag der Gründung der Arbeiterwohlfahrt teilzunehmen. Sie kam sehr erfüllt von dieser Tagung zurück, von dem starken Eindruck, den ihr Marie Juchacz gemacht hatte und von der Bedeutung, welche die von ihr gegründete und geleitete Organisation im Gesamtgefüge der deutschen privaten Wohlfahrtspflege einnahm. Sie ruhte nicht, bis auch in der Schweiz mit Hilfe der Gewerkschaften und der SP eine ähnliche Organisation geschaffen wurde, welche sich unter dem Namen: Schweizerische Konferenz für sozialistische Wohlfahrtspflege vor allem zum Ziel setzte, die sozialdemokratischen Wohlfahrtsbeamten mit den Problemen der Fürsorge vom sozialistischen Standpunkt aus bekannt zu machen. Damals existierte in der Schweiz für Männer noch keine Gelegenheit, sich durch eine Berufsschule auf die Arbeit in der Wohlfahrt vorzubilden. Die entsprechenden Beamten kamen aus allen möglichen Berufen und mußten sich im Laufe ihrer Berufstätigkeit die notwendigen Kenntnisse aneignen, was oft in fragwürdiger Weise geschah, nicht zum Vorteil der Schützlinge.

So klaffte hier eine große Lücke, welche man durch die Schulungsarbeit der Schweizerischen Konferenz mit der Zeit auszufüllen hoffte. Immer mit dem Blick auf Deutschland, das uns in seiner Arbeiterwohlfahrt ein Beispiel gab, dessen teilweise Nachahmung für die Schweiz ein Gewinn gewesen wäre, wenn es auch von allem Anfang an klar war, daß unsere andere staatliche Struktur nach einer anderen Form und zum Teil nach einem anderen Anhalt rief.

Es ging nicht lange, so schrieben uns die Ereignisse Form und Inhalt vor, wobei der ursprüngliche Zweck auf ein Parallelsystem geschoben wurde, das durch die sich überstürzenden politischen Ereignisse zum Stumpengeleise wurde und schließlich in Vergessenheit geriet. Die weltweite Wirtschaftskrise, welche von Amerika her im Jahre 1930 auch die Schweiz erfaßte, schlug hauptsächlich unsere Exportindustrien, die Uhrenfabrikation und die Stickerei, völlig darnieder. Da diese Erwerbszweige in ganz bestimmten Gebieten der Schweiz angesiedelt sind, zeigte sich die Arbeitslosigkeit als eine scharf lokalisierte, aber innerhalb dieses Rahmens, totale Erscheinung. Der Wunsch zu helfen, meldete sich in fast elementarer Weise in den von der Krise verschonten Landesteilen und unter dem Slogan: der Arbeiter, der noch in Arbeit und Brot steht, hilft seinem arbeitslos gewordenen Kollegen! So wurden von 1931 an die Kinderverschickungen innerhalb der Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Partei in die Wege geleitet.

Niemand dachte zunächst daran, aus dieser aus der Not geborenen Aktion eine Dauereinrichtung zu machen. Aber schon im gleichen Jahr wurden die gleichen Kreise, vor allem die sozialistischen Kreise von Zürich, Bern und der Ost-

schweiz, zu neuer solidarischer Hilfe aufgerufen, und zwar diesmal von jenseits der Grenze. Ober-Österreichische Genossen baten uns um Hilfe für ihre ausgemergelten, durch fast zehnjährige Arbeitslosigkeit der Eltern heruntergekommenen Kinder. Und so rollten fast gleichzeitig mit den Schweizer Kinderzügen diejenigen von Linz und Steyr etc. in unser Land.

Der Frühling 1933 brachte uns die ersten politischen Flüchtlinge aus Deutschland, unter vielen anderen unseren lieben Freund Walter Friedländer, mit dem wir, angesichts der steigenden Arbeitslosigkeit und der ständig bedrohender werdenden politischen Lage — der Februar 1934 hatte den Aufstand der österreichischen Arbeiter gegen den wachsenden Austrofaschismus und eine neue Flüchtlingswelle gebracht — die Gründung einer schweizerischen Arbeiterwohlfahrt besprachen, trotz der Bewunderung der von Marie Juchacz geschaffenen deutschen Form, gegründet auf schweizerische Verhältnisse und Bedürfnisse. Daß das Moment der internationalen Solidarität dabei von Anfang an eine große Rolle spielte, war schon durch die eine Wurzel seiner Entstehung, die Österreicher Hilfe gegeben. Die folgenden Jahre mit ihrem Hereinströmen der Flüchtlinge von allen Seiten, mit dem spanischen Bürgerkrieg, der Hilfe im besetzten Frankreich an Genossen aller Nationalitäten, sah das kleine Schweizer Arbeiter Hilfswerk, wie es sich nannte, wie die Spinne im Netz, jederzeit bereit, seine Fäden weiter zu spinnen und ein festes Netz zu bauen, in dem alle sozialistischen Opfer von Nationalsozialismus und Krise ein vorläufiges Asyl finden, und von wo aus sie die Kraft zu neuer Fahrt sich holen sollten.

Während dieser schrecklichen Jahre, bis im Frühling 1945, war der Kontakt mit der deutschen Arbeiterwohlfahrt verlorengegangen. Walter Friedländer, nach einem längeren Zwischen-Aufenthalt in Paris, während welcher Zeitspanne er unser Mitarbeiter für die Versorgung deutscher Flüchtlingskinder war, verschwand in Amerika und war darum von 1941 an nicht mehr für uns erreichbar; von Marie Juchacz wußten wir nur, daß es ihr ebenfalls geglückt war, nach Amerika zu entkommen, dagegen befanden wir uns während Jahren in großer Sorge um Lotte Lemke, die wie so viele andere für uns gänzlich untergegangen war.

Zu Zeiten, in denen ich fühle, daß alles, was die Würde, die Ehre und den echten Wert des Menschen ausmacht, so gefährdet, so von allen Seiten bedröht ist, erhält unser Leben einen Sinn durch das Wissen, daß es junge Menschen gibt — so wenige und aus welchem Land auch immer sie sein mögen —, die nicht untätig zusehen, die ihre sittliche und geistige Sauberkeit bewahren und gegen totalitäre Schlagworte protestieren, sobald diese versuchen, die Seele (denn letzten Endes steht hier ja die Seele auf dem Spiel) zu beugen, zu beherrschen und zu unterjochen; es ist das Wissen, daß es diese jungen Menschen gibt, daß sie wachsam sind, sie, das Salz der Erde; das macht uns zuversichtlich, uns, die Alten, und läßt mich dem Tode ohne Verzweiflung entgegensehen.

Aus André Gides Testament.

Was für ein beglücktes Finden war es über alle Grenzen hinweg, nach 1945. Staunend haben wir den rasanten Wiederaufbau der AW miterlebt und waren sehr froh, seiner Leitung dabei mit unseren Spenden behilflich sein zu können. Bald schon tauchte der Name Marie Juchacz zu unserer Freude wieder auf. Und während sie von Amerika her dafür sorgte, daß auch die Kreise um die Arbeiterwohlfahrt bei der Zuteilung der CARE-Pakete und anderer Gaben nicht zu kurz kamen, rollten von der Schweizer Seite her die Colis Suisse in die Lager der AW und erfuhren viele ihrer Heime unsere Ausstattungshilfe. Auf der Reichskonferenz von 1949 hatte dann die Unterzeichnete die große Freude, Marie Juchacz persönlich begrüßen zu können, die, ungebrochen von der Last der Jahre, ihre Kräfte, ihre großen Erfahrungen und die Weisheit ihres Alters ihrem groß gewordenen Kind, der AW, wiederum zur Verfügung stellt.

In der schweren Zeit der Verfolgung der Arbeiterklasse haben auch andere Länder die Notwendigkeit der Zusammenfassung der solidarischen Kräfte innerhalb der Arbeiterbewegung erlebt. So ist eine starke Volkshilfe in Österreich gewachsen, sind sowohl in Belgien, Frankreich, Holland und Italien Arbeiter-Hilfswerke entstanden. Das schweizerische Arbeiter-Hilfswerk ist glücklich, zu ihrer Entstehung wesentlich beigetragen und den Anstoß zur Gründung des Internationalen Arbeiter-Hilfswerkes gegeben zu haben. In den skandinavischen Ländern sind Ansätze zur Gründung eigener Arbeiter-Hilfswerke innerhalb ihrer überparteilichen Europahilfen vorhanden. Das von Marie Juchacz 1919 gepflanzte Bäumchen hat sich also, allen Hemmnissen zum Trotz, nicht nur selbst zu einem stattlichen Baume entwickelt, sondern eine Reihe lebensfähiger Stecklinge hervorgebracht. Dieses Bewußtsein möge eines der Geschenke sein, welches die internationale Arbeiterschaft am 75. Geburtstag zu ihren Füßen niederlegt.

Und wenn wir in fünf Jahren ihren 80. Geburtstag feiern, dann sollen die Vereinigten Arbeiter-Hilfswerke Europas einen schattenspendenden Wald darstellen, unter dessen engverschlungenen Ästen alle Opfer von wirtschaftlichen Krisen und politischer Tragödien das Asyl finden, wo sie neue Kräfte für den weltweiten Kampf um Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden schöpfen. Denn dieser Kampf ist unser Vorrecht und unser Stolz und das Arbeiter-Hilfswerk in allen seinen nationalen Ausstattungen seine notwendige Sanitätstruppe.

Die Internationale der Wohlfahrtsverbände der Arbeiterbewegung

Von Jean Luyten, Brüssel

Das Internationale Arbeiterhilfswerk wurde im Jahre 1951 in Brüssel gegründet. Bis heute haben sich ihm freiwillig-sozialistische Wohlfahrtsorganisationen aus 14 verschiedenen Ländern angeschlossen.

Die Aufgaben des Internationalen Arbeiterhilfswerkes sind in den Statuten der Organisation festgelegt. Dort heißt es: Das Internationale Arbeiterhilfswerk bezweckt vor allem

- a) politischen Flüchtlingen, die in Verteidigung des demokratischen Sozialismus und der freien Gewerkschaft gezwungen waren, Asyl im Ausland zu suchen, Hilfe zu gewähren;
- b) sich mit allen Kräften für die Anwendung der Charta der Menschenrechte, insbesondere für die Rechte der Vertriebenen und Flüchtlinge einzusetzen;
- c) Hilfsaktionen durch ihre Mitglieder durchzuführen, sei es auf Veranlassung der Sozialistischen Internationale, des Internationalen Bundes freier Gewerkschaften oder laut Beschluß der Generalversammlung des IAH in besonderen Fällen von sozialen und politischen Konflikten, bei besonderen Notständen und Katastrophen;
- d) Hilfsaktionen für Kinder und Jugendliche durchzuführen und sich an internationalen Veranstaltungen zu beteiligen, die auf sozialem, pädagogischem und kulturellem Gebiet die Verbesserung der Gesundheit und der Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen anstreben;
- e) die Tätigkeiten seiner Mitgliedsorganisationen zusammenzufassen und zu fördern durch Veranstaltung von Kongressen, Bildung von Studienzentren und Herausgabe von Publikationen;
- f) seine Mitglieder bei allen zuständigen öffentlichen und freien Organisationen zu vertreten.

Das Internationale Arbeiterhilfswerk arbeitet im Rahmen seiner Statuten mit anderen internationalen Organisationen, insbesondere mit der UNO und der UNESCO und deren Spezialinstitutionen (Hochkommissariat der Vereinten Nationen für Flüchtlinge u. a. m.) zusammen. Besonders hervorzuheben ist die Zusammenarbeit mit dem zwischenstaatlichen Komitee für europäische Auswanderung und der Weltgesundheitsorganisation. Von den überstaatlichen und zwischenstaatlichen Institutionen werden die Hilfsaktionen des IAH gestützt.

Von den dem Internationalen Arbeiterhilfswerk angeschlossenen Verbänden werden viele Aufgaben der internationalen Solidarität erfüllt. Besonders her-

vorzuheben ist, daß alle Verbände einen großen Teil ihrer Mittel zur Unterstützung politischer Flüchtlinge verwenden. Im Rahmen dieser Aktionen werden besonders die Kinder der Flüchtlinge und die jugendlichen Flüchtlinge selbst betreut. Die Arbeit der deutschen Sektion — der Arbeiterwohlfahrt — ist in Deutschland bekannt, so daß darauf nicht näher eingegangen werden muß. Von der „Volkshilfe“ in Österreich sind für jugendliche Flüchtlinge Jugendwohnheime erstellt worden, in denen den dort untergebrachten Jugendlichen zum Teil Gelegenheit gegeben wird, einen ordentlichen Beruf zu erlernen. Die Schweizer Sektion — das Schweizerische Arbeiterhilfswerk — hat sich durch die Schaffung von Heimen in Griechenland und Italien besonders verdient gemacht.

Das belgische Arbeiterhilfswerk hat mit Unterstützung der Schweiz ein Hospiz für Alte und Gebrechliche aus Triest einrichten können. Die französische Sektion (E.O.F.) arbeitet an einem Projekt für die Unterbringung und Eingliederung von Triester Flüchtlingen in die Landwirtschaft. Die italienische Sektion hat verschiedene Kinderkolonien geschaffen und das Commissiee International Hulpwerk — die holländische Organisation — hat Kindern aus Berlin und

Die sozialistischen Frauen Oesterreichs grüßen:

Mit herzlicher Freude nehmen die österreichischen Genossinnen die Gelegenheit wahr, unsere liebe Freundin Marie Juchacz zu ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag zu beglückwünschen. Fünfundsiebzig Jahre alt zu werden ist heute keine Seltenheit mehr. Doch trotz einer jahrzehntelangen anstrengenden Arbeit im Dienste der Arbeiterbewegung, trotz schwerer Schicksalsschläge ungebrochen in Geist, Gesinnung und Treue noch immer Helferin der Bedürftigen und Hilflosen zu sein, das macht unserer Marie Juchacz so bald keiner nach. Dazu aber beglückwünschen wir auch uns, die sozialistische Arbeiterbewegung, welcher Marie Juchacz seit ihrer frühesten Jugend angehört. Nun sind es bald vierzig Jahre her, daß sie in das zentrale Frauenbüro als Leiterin eintrat und wir erinnern uns heute gern an die Teilnehmerin an internationalen Tagungen, die mit ihrer ruhigen Überlegung, mit ihrem sicheren Urteil so oft unsere Ratgeberin war. Das letztmal war das in Wien 1931, als die große internationale Frauenkonferenz bei uns stattfand. Damals warf jedoch das große Unglück, das dann kommen sollte bereits seine Schatten voraus. Wir trafen einander noch einmal, es war in Paris 1933, wo das Unglück bereits geschehen war und Marie Juchacz war damals bereits eine der vielen von Hitler Vertriebenen, Heimatlosen. Österreich aber stand am Vorabend der gleichen Ereignisse.

Marie war dreimal heimatlos. Sie hatte Deutschland verlassen müssen, die Par-

Wien schöne Erholungsaufenthalte vermittelt.

Neue und große Aufgaben müssen vom Internationalen Arbeiterhilfswerk und den angeschlossenen Sektionen im Rahmen der Auswanderung nach Übersee erfüllt werden. Der Bevölkerungüberschuß und die Situation der politischen Flüchtlinge waren bereits die Themen einer Generalversammlung. Aus der Erkenntnis, daß die Masse der Flüchtlinge in dem zerstückelten und überbevölkerten Europa immer ein Herd der Unruhe und der Spannungen darstellen wird, hat sich das Internationale Arbeiterhilfswerk entschlossen, sich an der Unterstützung der Auswanderung der Flüchtlinge nach Übersee zu beteiligen. Eine besondere Aufgabe sieht das IAH darin, die Situation der Auswanderer in den Aufnahmeländern zu erleichtern, insbesondere zu verhüten, daß die Einwanderer in den Aufnahmeländern wirtschaftlich ausgenutzt werden. Diese Aufgabe soll mit Hilfe des Bundes freier Gewerkschaften erfüllt werden.

Im Vorstehenden konnte nur ein kleiner Abriss über die Aufgaben und Leistungen des IAH und der angeschlossenen Verbände gegeben werden.

Das Internationale Arbeiterhilfswerk ist eine noch sehr junge Organisation. Vieles ist noch auszugleichen, anderes muß noch wachsen. Aber wir wissen, daß das IAH getragen ist von der Solidarität der internationalen Arbeiterbewegung. Dieses Wissen wird uns Kraft geben für die Erfüllung weiterer und großer Aufgaben.

tei war verloren und die „Arbeiterwohlfahrt“ an der ihr so gütiges Herz hing. Für uns ist dieses Werk etwas wirklich Bewundernswertes, Unerreichbares. Schon in der ersten Deutschen Republik schätzten wir die Organisation, die Leistungen und Erfolge ganz besonders. Und erst jetzt, da die Beseitigung der Nachkriegsschäden ungeheure Anstrengungen erfordern! Aus der Emigration zurückgekehrt schenkt Genossin Juchacz wieder ihre Liebe, ihre reichen Kenntnisse auf dem Gebiet des Wohlfahrtswesens, ihre nimmermüde Hilfsbereitschaft der „Arbeiterwohlfahrt“. Sie kann stolz sein auf ihre Lebensarbeit, die zum großen Teil der Hilfe für die Allerbedürftigsten gewidmet war.

Dafür danken wir ihr, einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der Deutschen Arbeiterbewegung, der wir seit jeher in Treue und fester Freundschaft verbunden waren. Die Sozialistinnen Österreichs und auch die „Volkshilfe“ wünschen ihr an ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag alles Liebe und Schöne für ihren weiteren Lebensweg; für ihr persönliches Glück, für das Gedeihen der „Arbeiterwohlfahrt“ und besonders für die endliche Befreiung Deutschlands. In herzlicher inniger Freundschaft grüßen wir unsere liebe Freundin an ihrem Ehrentage!

Für das Frauen-Zentralkomitee
Österreich

Gabriele Proft

Internationale Zusammenarbeit

Von Helen Fogg, Boston, USA

Das Unitarium Service Committee fühlt sich froh und stolz, Anteil an dieser Sondernummer von „Neues Beginnen“ zu nehmen, die zu Ehren von dem 75. Geburtstag unserer lieben Freundin Marie Juchacz herausgebracht wird. Zu dieser glücklichen Feier, senden wir unsere liebevollen Grüße und unsere herzlichsten Glückwünsche. Wir erinnern uns an den starken Eindruck, den sie auf uns gemacht hat, als wir sie zum erstenmal in 1949 in Voehl kennengelernt hatten; der Eindruck von ruhiger Weisheit, standhaftem Mut und einer unüberwindlichen inneren Festigkeit, der sich allen Menschen kommuniziert hat, als sie in das Zimmer eintrat. Wir freuen uns sehr, daß wir sie kürzlich gesehen haben, um ihre Freude zu teilen, während sie die wiedergeborene, wachsende Arbeiterwohlfahrt beobachtet hat. Wir hoffen, nein, wir sind sicher, daß sie die größte und dauerndste Zufriedenheit finden wird in der Realisierung aller Ideen und Ideale von menschlicher Wohlfahrt und menschlicher Dienstleistung, für die sie sich durch die Gründung der AW bemüht hat. Diese Ideale finden ihren Ausdruck in der herzlichen Ergebenheit und in dem unermüdeten Bestreben von allen die mit der AW zu tun haben.

Während der letzten fünf Jahre, in denen die AW ihre Arbeit neu aufbaute und ausbreitete, hat sie in der Zusammenarbeit mit einer amerikanischen Organisation, dem Unitarian Service Committee, eine neue Linie auf dem Gebiet der Fortbildung in der Sozialarbeit eingeschlagen. Diese wirkliche internationale Partnerschaft ist, glauben wir, einzigartig in der Geschichte von Wohlfahrtsorganisationen; sie entwickelte sich in Besprechungen über die sozialen Probleme Deutschlands im Jahre 1948 zwischen Lotte Lemke, Emma Schulze und zwei Stellvertreterinnen des USC. Ausgangspunkt der Besprechung war die Überlegung, daß die Kindergärtnerinnen und Sozialarbeiter nach der langen Stagnationsperiode frische menschliche Kontakte und neue Ideen und Einsichten brauchten, um mit allen Schwierigkeiten ihrer Arbeit wirkungsvoll zu kämpfen. Von jenem Tag an sind wir feste und treue Freunde gewesen; Mitarbeiter, deren Beziehung und Verständnis füreinander immer stärker geworden ist. Wir haben immer unsere Zwecke und Pläne zusammen überlegt und ausgearbeitet und zusammen jede neue Entwicklung des Programms durchgeführt. Im Sommer 1949 fingen die AW und das USC mit dem ersten „Sommerinstitut“ in Voehl an. Neun amerikanische Fachleute von verschiedenen aber verwandten Gebieten, die mit Menschen und menschlichen Beziehungen zu tun haben — z. B. Psychiatrie, Psychologie, Gruppenarbeit, Casework, Erziehung usw. — sind nach Deutschland gekommen, um durch den Sommer mit den Kindergärtnerinnen und Sozialarbeitern von der AW und von öffentlichen Wohlfahrtsstellen, zu leben und zu arbeiten. Dieses Experiment bewährte sich als eine sehr wertvolle Erfahrung für alle, die Teilnehmer so gut wie die Mitglieder des deutsch-amerikanischen Staffs. Danach folgten die Institute 1950, 1951, 1952 und 1953. Unser Kreis von Mitarbeitern, Teil-

nehmern und Freunden wurde immer größer. Heute denken wir an alle, und wir nehmen diese Gelegenheit wahr, unsere herzlichsten Grüße an alle zu senden. Jetzt haben die AW und das USC den „Arbeitskreis Soziale Fortbildung“ als eine ständige Einrichtung in Bremen gegründet. Dort werden Frau Ruth Bang und ihre Mitarbeiterin, Frau Marianne Lothar — die im April nach Deutschland kommen wird — die Aufgaben des „Sommerinstituts“ durch das ganze Jahr weiterführen.

Wir glauben, daß die Tatsachen, die unsere Zusammenarbeit in den „Instituten“ charakterisieren, die folgenden sind 1) die Beschaffenheit der menschlichen Beziehungen, die sich durch das Zusammenleben von Deutschen und Amerikanern in einer Atmosphäre von Vertrauen und gegenseitigem Verständnis entwickelte, 2) unsere Art von Lehren und Lernen durch Diskussions-Gruppen („Workshop discussion“) anstatt durch formelle Vorlesungen, ist von allen Teilnehmern als sehr erfolgreich angenommen worden, 3) es wird ein ständiger Versuch gemacht zu einem Resultat von gewissen Grundprinzipien zu kommen, welche helfen sollen in den Teilnehmern die Probleme des deutschen Sozialarbeiters zu klären; besonders auch auf dem Gebiet des psychologischen und sozialen Verständnisses, Theorie und Praxis eng zusammen zu verknüpfen.

1950 wurde diese Verbundenheit zwischen AW und USC weiter gestärkt und

verbreitert durch die Gründung des Vereins Nachbarschaftshaus Bremen, in welchem der Bremer Ortsausschuß der AW und die Stadt Bremen mit dem Hauptausschuß der AW und das USC zusammengeschlossen sind. Einer der Zwecke dieses Unternehmens ist, Kindern, Jugendlichen, Männern und Frauen allen Alters Gelegenheit zu geben, demokratisches Gruppenleben mit seiner Entwicklung von Persönlichkeit und Individualismus und seinem Verhältnis zu seinen Mitmenschen kennenzulernen. Wir haben hier nicht den Raum, die Entwicklung dieses zweiten internationalen Projektes von seinem kleinen Beginnen in drei Räumen einer Baracke zu dem heutigen Umfang zu beschreiben. Wir müssen jedoch hervorheben, daß diese Entwicklung nur durch die große Ergebenheit für das Ziel des Hauses möglich war, durch das gewissenhafte Planen und vieler Stunden harter Arbeit des Vorstandes, des deutsch-amerikanischen Mitarbeiterkreises, des Gröplinger Arbeitskreises von Nachbarn und anderer treuer Freunde in Bremen.

Wir denken, daß die Tätigkeit des Hauses von Bedeutung ist für Sozialarbeiter und Lehrer über ganz Deutschland; es entwickelt die Grundlage für Gruppenarbeit, Staff-Ausbildung und „supervision“. Voller Vertrauen blicken wir in die Zukunft und hoffen, daß die gemeinsame und erfreuliche Zusammenarbeit zwischen der AW und dem USC weiterhin ein Vorbild erfolgreichen Zusammenwirkens zwischen Personen verschiedener Nationalitäten sein möge, ein Beispiel, welches die Welt heute sehr benötigt.

Schulung für Mitarbeit in der Wohlfahrtspflege

Von Erna Magnus, Baltimore, Maryland, USA

Mitarbeit ehrenamtlicher Kräfte war seit der Einführung des Elberfelder Systems um die Mitte des 19. Jahrhunderts charakteristisch für die Wohlfahrtsarbeit in Deutschland geworden. Für Jahrzehnte aber waren breite Schichten der Bevölkerung von solcher Mitarbeit praktisch ausgeschlossen gewesen durch lange Arbeitstage und auch durch Vorurteile mancher Art gegen die Angehörigen der minder Begüterten, denen der Zugang zu einer umfassenderen Schulung für lange Zeit verschlossen war.

Lebensbedingungen zu schaffen, die es den Menschen ermöglichen, ihre eigenen Kräfte voll zu entfalten, und ein menschenwürdigeres, freudeerfülltes Dasein zu führen, darum war es der Arbeiterwohlfahrt von Anfang ihres Bestehens zu tun. Das bedeutete für die Mitarbeiter der Arbeiterwohlfahrt zweierlei: es verlangte erstens politische Mitarbeit, Teilnahme an der Gestaltung der sozialen und sozialpolitischen Gesetze, die Arbeitsverhältnisse, Arbeitsbedingungen und Lebensumstände entscheidend beeinflussen. Es verlangte zweitens Mitarbeit, tagaus tagein, in unzähligen Gemeinden, in Stadt und Land, an der Durchführung der sozialen Gesetze. Denn davon, wie die sozialen, wie die Wohlfahrtsgesetze verstanden werden, hängt ja das Wohlergehen der vielen einzelnen,

der vielen Familien ab, auf die die Gesetzgebung praktische Anwendung findet.

Marie Juchacz erkannte vor nunmehr drei Jahrzehnten, daß erfolgreiche Mitarbeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung sowohl wie auf dem Gebiete der Verwaltung, für ehrenamtliche Mitarbeiter sowohl wie für in beruflicher Arbeit Tätige gute allgemeine Kenntnisse und gute Fachkenntnisse voraussetzt. Von der Vertrautheit mit den Grundgedanken des Gesetzgebers und den Einzelbestimmungen des Gesetzes, vom Verständnis mit dem Verwaltungsapparat hängen die Schicksale, hängt das Wohlergehen der Menschen, auf die die Gesetzgebung Anwendung finden, ab. Früh war Marie Juchacz, mit Recht, davon überzeugt, daß es zwar wesentlich ist, gesunden Menschenverstand zu haben und das Herz auf dem rechten Fleck, daß für erfolgreiche und bestimmende Mitarbeit diese Faktoren aber nicht ausreichen. Deshalb sah sie für die Arbeiterwohlfahrt, im Rahmen der allgemeinen Ziele und Aufgaben der Organisation, zwei besondere Aufgaben, um deren Erfüllung sie sich mit ungemeiner Energie bemühte. Einmal kam es darauf an, daß die Männer und Frauen, die auf Grund veränderter politischer Verhältnisse nach 1918 zur ehrenamtlichen und beruflichen

Mitarbeit in Gemeinden und Gemeindeverbänden in der Wohlfahrtsarbeit herangezogen wurden, in der Lage waren, sich sachkundig an der Mitarbeit zu beteiligen. Diese Einsicht führte in den zwanziger Jahren zur Schaffung von Schulungskursen für ehrenamtliche Mitarbeiter in allen Teilen Deutschlands. Wesentlich war, daß die Teilnahme von ehrenamtlichen Kräften an diesen Schulungskursen, die häufig acht oder zehn Tage dauerten, sich nicht auf die Menschen in Großstadtgemeinden beschränkte, sondern sehr planmäßig und überlegt die ehrenamtlichen Helfer aus kleinen Gemeinden und Landkreisen heranzog. Die Bereitschaft zu lernen, die innere Anteilnahme jedes einzelnen dieser Männer und Frauen — meist waren es Gruppen von etwa 30—35 Teilnehmern, — unter denen manche lange arbeitslos gewesen waren — gab diesen Kursen ein ungewöhnliches Gepräge. Unter den Leitern und Lehrkräften waren höhere Verwaltungsbeamte, Lehrkräfte von Schulen u. a. Die Lebenserfahrung der Teilnehmer ermöglichte es, für schwierige gesetzliche und Verwaltungsprobleme Verständnis zu schaffen, selbst, wo die allgemeine Schulung auf Grund wirtschaftlicher und sozialer Umstände sehr begrenzt war.

Die zweite Aufgabe, die Marie Juchacz im Rahmen der Schulungsarbeit der Arbeiterwohlfahrt sah, bestand darin, Frauen und Männer aus allen Kreisen der arbeitenden Bevölkerung für vollberufliche Mitarbeit in Jugend-Wohlfahrts- und Gesundheitsämtern vorzubereiten. Dazu war fachliche Schulung, d. h. eine Sozialarbeiterausbildung erforderlich. Diese Einsicht führte im Jahre 1928 unter der Initiative von Hedwig Wachenheim zur Schaffung der Wohlfahrtsschule des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt in Berlin. Wesentlich war, daß es jungen Menschen aus der Arbeiterbevölkerung im ganzen Lande, die den Wunsch hatten in der Wohlfahrtspflege zu arbeiten und die menschlich geeignet erschienen, möglich gemacht wurde, eine Berufsausbildung zu erlangen, wie sie seit Jahrzehnten jungen Mädchen in den von Alice Salomon begründeten Sozialen Frauenschulen zugänglich war.

Die Arbeiterwohlfahrtsschule machte es sich zur Aufgabe, durch Gestaltung des Lehrstoffes und durch die Qualität der Lehrkräfte eine Ausbildung zu gewährleisten, die die Absolventen der Schule als vollwertige Fachkräfte neben die Absolventen anderer Schulen stellte. Dies Ziel wurde bei der Auswahl der Schüler aus einer sehr großen Zahl von Anwärtern stets im Auge behalten.

Zulassung zur fachlichen Schulung auf einer Wohlfahrtsschule verlangte 1928, als die Schule begründet wurde, entweder eine Fachausbildung als Kindergärtnerin oder Hortnerin oder Krankenschwester, oder mehrjährige Berufsausbildung. Sie verlangte außerdem aber, genau wie heute, grundsätzlich Mittelschulreife, d. h. den Abschluß einer zehnklassigen Schule. Die Mehrzahl der jungen Anwärter für die Ausbildung auf der Schule konnte entweder den Nachweis einer Fachausbildung oder mehrjähriger Berufsausbildung erbringen. Wenige aber waren in der Lage, wenn sie sich zuerst um Aufnahme in die Schule bemühten, auch den Nachweis der Mittelschulreife zu erbringen. Hier lag eine der Schwierigkeiten,

für die es galt, Abhilfe zu schaffen. Das geschah mit Hilfe von schulwissenschaftlichen Kursen, die die Schule für die Anwärter einrichtete. Diese Kurse bereiteten für eine schulwissenschaftliche Prüfung vor, mit deren Ablegung die notwendigen Voraussetzungen für die Aufnahmebedingungen erfüllt waren. Für die vielen Anwärter aus Städten und Landkreisen außerhalb Berlins gab es Korrespondenzkurse für die Vorbereitung zur schulwissenschaftlichen Prüfung. Marie Juchacz Unterstützung, mit Rat und Tat, war auch für das Zustandekommen dieser Kurse wesentlich. Die zweite Schwierigkeit, die es für die Anwärter der Schule zu überwinden galt, war begründet in den wirtschaftlichen Verhältnissen, aus denen die Mehrzahl der Schüler und Schülerinnen kam. Wenige hatten Rückhalt im Elternhaus; die große Mehrzahl mußte auf eigenen Füßen stehen. Für die Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten gab es drei Wege: Arbeit neben der Schule, Stipendien und Darlehen, d. h. geldliche Beihilfen, deren Rückzahlung nach Abschluß des Schulbesuches dem Empfänger zur Pflicht gemacht wurde. Viele der Schüler und Schülerinnen waren, wenigstens im ersten Jahr der Ausbildung, entweder vollberuflich oder halbtätig tätig neben der Schule. Das wurde ihnen durch den Lehrplan der Schule ermöglicht: der Unterricht wurde in den späten Nachmittags- und Abendstunden abgehalten. Und viele der Schüler, die zwischen 1928 und dem Frühjahr 1933 ihre Ausbildung auf der Arbeiterwohlfahrtsschule erhielten, werden sich der vollen Tage und arbeitsreichen Abende und Nächte erinnern. Stipendien kamen zum Teil vom Ministerium, zum Teil aus Mitteln der Orga-

nisation. Darlehen, mit deren Hilfe ein großer Teil der Schülerinnen und Schüler die Ausbildung ermöglichte, kamen ausschließlich aus Mitteln der Organisation. Für die Bereitstellung der Darlehensmittel hatte sich Marie Juchacz, beseelt von dem Wunsch, jungen Menschen eine Fachausbildung und der Arbeiterwohlfahrt sachkundige Mitarbeiter zu sichern, tatkräftig eingesetzt.

Ausbildungsangang und Lehrstoffplan der Schule entsprachen denen an anderen Ausbildungsstätten für Wohlfahrtspflegerinnen. Das Gesicht der Schule aber war ein anderes als das der älteren Schulen. Marie Juchacz hatte sich eingesetzt für die Begründung einer Wohlfahrtsschule, d. h. einer Ausbildungsstätte, an der Frauen und Männer gemeinsam für die gemeinsame Arbeit in der Wohlfahrtspflege und Jugendfürsorge vorbereitet wurden.

Die Arbeiterwohlfahrt hat von Anfang an, mit Genehmigung des zuständigen Ministeriums, Männer und Frauen als Schüler aufgenommen; damit hat sie eine Schulform geschaffen, die heute von einer großen Zahl der Fachvertreter nicht nur als eine wünschenswerte, sondern bereits als selbstverständliche Ausbildungsform anerkannt ist.

Die Frauen und Männer, die in der Berliner Arbeiterwohlfahrtsschule während ihres fünfjährigen Bestehens von 1928 bis 1933 für den Sozialarbeiterberuf vorbereitet wurden, und die heute in Stadt- und Landgemeinden, in Wohlfahrts- und Jugendämtern oder in Heimen als Sozialarbeiter tätig sind, haben Grund, mit Stolz und in großer Dankbarkeit an Marie Juchacz zu denken, deren Einsicht und Verständnis, deren Tatkraft und Hingabe an eine Idee so viel dazu beigetragen haben, ihnen den Weg zu ebnen.

30 Jahre Fürsorgepflicht

Von Fritz Wittelshoefer, London

Einen Monat vor unserer Jubilarin Ehrentag jährte sich der Erlaß der Reichsfürsorgepflichtverordnung (RFV) von 1924 zum dreißigsten Male. Als einem nicht ganz unbeteiligten Zeugen ihres Werdeganges innerhalb und außerhalb der gesetzgebenden Körperschaften sei mir in dieser Festnummer erlaubt, auch dieser Jubilarin zu gedenken. Obwohl ein Stück der Finanznotgesetzgebung, die den Kriegsverlust, den Ruhrkampf und die Inflation liquidierte, wurde sie doch ein Markstein der Fortentwicklung deutschen Wohlfahrtswesens.

Nur ein Punkt sei wegen seiner besonderen historisch politischen Bedeutung noch einmal in Erinnerung gebracht. Der Streit um die „Gruppenfürsorge“ hat die erste endgültige Fassung der Reichsgrundsätze über Voraussetzung, Art und Maß der Fürsorge (RGr.) mehr als neun Monate nach Erlaß der RFV aufgehalten. Über den Mindestinhalt der Fürsorge, wie er schließlich im Abschnitt „Fürsorge im Allgemeinen“ der RGr. festgelegt wurde, bestand kaum Meinungsverschiedenheit. Diese Fürsorge sollte an Stelle der Armenpflege treten, die zwar vielfach sich schon in Richtung einer vorbeugenden und aufbauenden Fürsorge gewandelt hatte, aber noch auf Gesetzen

beruhte, die den Zweck hatten, den Armen durch Gewährung des Existenzminimums gerade vor dem Verhungern und vor (der Gesellschaft gefährlich werdenden) Verzweiflungsakten zu bewahren. Aber auch damals war man noch immer der Auffassung, die Armen rekrutierten sich aus den unteren Schichten der Bevölkerung, die, bevor sie der Armut völlig verfallen waren, immer an deren Grenze gelebt hatten.¹⁾ Erst der erste Weltkrieg und seine Folgen machte weite Kreise die sich bis dahin gegen die Verarmung gefeit geglaubt hatten, dieser Gefahr auch für sich selbst bewußt. Erst dieses Bewußtsein hat die Allgemeinheit für die längst fällig gewordene Reform aufgeschlossen und sie vielleicht in Einzelheiten über die Absichten ihrer Urheber hinausgeführt.

Aber dieses Bewußtsein führte doch nicht dazu sich mit dem Verlust der Schichtlage als Kriegsfolge abzufinden. Konnte man schon von der Fürsorge (als der Nachfolgerin der zuvor mit echter Bürgerwürde unvereinbar empfundenen

¹⁾ Vgl. hierzu Eiserhardt, Ziele und Aufgaben des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge in alter und neuer Zeit. S. 12 ff.

Armenpflege) nicht verschont bleiben, so suchte man mit ihren Mitteln einen Ausgleich für den Verlust der Schichtlage. Das ist der innere Grund für die Erfolglosigkeit des Kampfes gegen die Sonderbestimmungen für Klein- und Sozialrentner gewesen. Man wollte auf die Leistungen der „allgemeinen Fürsorge“ etwas aufgestockt und ihre Voraussetzungen für diese beiden Sondergruppen erleichtert haben. Wenn in dem Kampf gegen die „Einheitsfürsorge“ von ihren Gegnern behauptet wurde, sie wolle die Fürsorge dort auf ein Gleichmaß herabdrücken, wo die Verhältnisse Verschiedenheit erforderten oder ertrugen (Einkleitung zu den Erläuterungen zu den RGr. RABL. 1924 S. 449.) so ging diese Behauptung an der Tatsache vorbei, daß, wie die Bestimmungen des Abschnitts „Fürsorge im allgemeinen“ zeigen, höchste Verschiedenheit nach Lage des Einzelfalles, aber nach einheitlichen Gesichtspunkten angestrebt wurde. Erschwert wurde der Kampf gegen die Sonderstellung dadurch, daß sich die Kleinrentnerfürsorge vom Beginn ihrer gesetzlichen Regelung an im Gleichschritt mit der Sozialrentnerfürsorge zu entwickeln hatte. Damit waren die Sozialrentner mit vor den Wagen der Kleinrentner (der Hauptträger im Kampf für die Gruppenfürsorge) gespannt, und die Parteien, die den Sozialrentnern nahe standen, im Kampf für die Einheitsfürsorge gehemmt, weil sie damit für die Sozialrentner erreichbare Sondervorteile preisgeben hätten. So war man einerseits auf dem besten Wege zu einer Klassenfürsorge mit umgekehrten Vorzeichen. Von Reichs wegen wurden in die gehobene Fürsorge z. B. nicht einbezogen, als Angestellte, die einen über die Versicherungsgrenze hinausgehenden Verdienst gehabt hatten, ebenso nicht früher selbständig erwerbstätig gewesene Angehörige der Mittelschicht, auch wenn sie aus irgendwelchen unverschuldeten Gründen keine Vorsorge für Alter oder Erwerbsunfähigkeit hatten treffen können. Auf der anderen Seite waren auch frühere Arbeiter ausgeschlossen, die trotz Versicherungspflicht aus irgendwelchen unverschuldeten Gründen den üblichen Bezug aus der Sozialversicherung nicht erreichten.

Immerhin gelang es in dem Kampf, den Personenkreis für die Sozialrentnerfürsorge im Gegensatz zur Vergangenheit auf diejenigen zu beschränken, denen Renten auf Grund von Alter oder Erwerbsunfähigkeit zustanden und damit die gehobene Fürsorge für beide Gruppen auf die fürsorglich allein erheblichen Merkmale des Alters und der Erwerbsfähigkeit abzustellen. Endlich wurde auch reichsrechtlich ausdrücklich die Gleichstellung aller nicht asozialen Alten und Erwerbsunfähigen zugelassen. Die Länder, insbesondere Preußen, haben hiervon alsbald Gebrauch gemacht und damit für den größten Teil des Reichsgebietes eine fürsorglich allein erträgliche Abgrenzung zur allgemeinen Fürsorge vorgenommen.

Doch das Drängen der Kleinrentner, die statt der Fürsorge eine Versorgung forderten, ließ die Frage nicht zur Ruhe kommen. Es führte allerdings zu einigen Verbesserungen, zum Teil nicht nur der gehobenen Fürsorge. Doch dreimal mußte

das Reich Maßnahmen, die es in der Fürsorge unter diesem Druck versuchte, infolge des Widerstandes von Ländern und Gemeinden zurücknehmen oder wesentlich ändern. Schließlich sah sich auch die Naziregierung trotz ihrer „unwiderstehlichen Autorität“ genötigt, durch das Kleinrentnerhilfegesetz von 1934 noch eine besondere gehobene Fürsorge für Großkleinrentner zu schaffen.

Seit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches gehört diese Art der Gruppen-

fürsorge der Vergangenheit an. Ein formelles Ende hat sie allerdings erst durch das Fürsorgeänderungsgesetz vom 20. August 1953 gefunden. Der nunmehr begrabene Streit über die Gruppenfürsorge hat schließlich zur Verbesserung der gesamten Fürsorge geführt. Daß sie nun wirklich einer von Gruppenwünschen ungestörten und unbeeinträchtigten Aufwärtsentwicklung in Ruhe entgegengeht, ist ein Wunsch, den auch unsere Jubilarin Marie Juchacz teilen wird.

Jugendarbeit in Berlin-Ost

Von Professor Siegmund-Schultze, Dortmund

In Berlin-Ost habe ich die Anfänge der Arbeiterjugend wie auch der Arbeiterwohlfahrt miterlebt. Unvergesslich ist mir die Wohnung im ersten Stock der Großen Frankfurter Straße (heute Stalin-Allee), in der die erste Bildungs- und Versammlungsstätte der Arbeiterjugend untergebracht war. Hin und wieder baten mich die jungen Arbeiter, die in unseren Klubs von Berlin-Ost verkehrten, daß ich ihnen „in der Frankfurter Straße“ einen Vortrag halten möchte. Jedemal hatte ich den Eindruck, daß einige der besten jungen Menschen des Berliner Ostens dort zusammenkamen.

Ebenso eindrucklich war für mich die Mitarbeit einiger Mitglieder der Freien Gewerkschaften in der Jugendgerichtshilfe und anderen Zweigen der Jugendfürsorge, die wir in Berlin aufgenommen hatten. Die beiden Gewerkschaftsmitglieder Ebert und Wissell gehörten zu den besten Jugendgerichtshelfern und Schutzaufsichtshelfern, die uns zur Verfügung standen. Die schwierigsten Sachen, die wir im Berliner Osten hatten, konnten wir diesen beiden Persönlichkeiten übergeben. Auch an den Versammlungen der Jugendgerichtshilfe, die monatlich von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge veranstaltet wurden, nahmen sie teil und bereicherten die Aussprachen durch ihre Bereitschaft zu verantwortlicher Hilfe. Es gelang auf diese Weise der Berliner Zentrale für Jugendfürsorge und der Berliner Jugendgerichtshilfe, die Verbindung zwischen den fürsorglich interessierten proletarischen und bürgerlichen Kreisen Berlins zu fördern, die von der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost begon-

nen worden war. Dort wurde auch noch während des ersten Weltkrieges eine Jugendwohlfahrtsschule errichtet, in der Wohlfahrtspflegerinnen und Wohlfahrtspfleger ausgebildet wurden. Mir lag besonders daran, daß Wohlfahrtspfleger aus dem Arbeiterstand für die Soziale Arbeit gewonnen wurden. Einige Frauen, die später auch im Berliner Jugendamt gute Dienste geleistet haben, sind unsere Schülerinnen in Berlin-Ost gewesen.

Unter den Frauen, die sich damals der Arbeiterwohlfahrt widmeten, ist mir keine Gestalt eindrücklicher gewesen als die von Frau Marie Juchacz. Sie vereinigte in einzigartiger Weise Gefühlswärme und sachliche Arbeit. Sie verstand auch, die praktische Arbeit theoretisch auszuwerten und die Folgerungen, die sich für die richtige Durchführung weiterer Arbeiten ergaben, zu ziehen. Die Arbeiterwohlfahrt als ein gleichwertiger Zweig neben den älteren Arbeiten der Wohlfahrtspflege konnte so auf eine vorbildliche Art zustande kommen.

Unendlich viele Menschen verdanken Frau Juchacz eine Hilfe fürs Leben. Sie alle wünschen, daß diese Dankbarkeit sich irgendwie in Kraft und Freude bei der Spenderin jener Hilfe umsetzt. Wir, die wir uns in den beiden Weltkriegen und in den Nachkriegszeiten in unserer Sozialarbeit übernommen haben, können heute nicht leicht zu der Ruhe gelangen, die andere Menschen auf Grund ihres vollendeten Arbeitslebens gewinnen. Wir wünschen Frau Marie Juchacz, daß ihr die Dankbarkeit vieler Menschen zur Stärkung und Freude wird.

„Befreien wir die Menschen von der Furcht vor Hunger und Not.

Den Kampf um die Freiheit des Geistes und für den Frieden

der Welt werden sie dann selbst führen, weil sie dann wissen,

was sie zu verlieren haben.“

ERICH OLLENHAUER

Marie Juchacz' Kindheit, Jugend und erste politische Tätigkeit*

Das Elternhaus

Mein Vater, Theodor Gohlke, stammte aus einer Familie, in der die Männer seit jeher gleichzeitig Bauern und Zimmerleute waren. Sie bestellten ihre kleinen Acker und bauten den anderen Bauern ihre Wohnhäuser, die Ställe und Scheunen, aber auch die Kirchen. Es waren fromme Leute, diese Männer und besonders ihre Frauen. Die Brüdergemeinde war es, wahrscheinlich Herrenhuter, denen sich die Vorfahren meines Vaters mit ihren Familien angeschlossen hatten. Die Eltern meines Vaters waren früh gestorben, er und sein Bruder Johann waren Nachkömmlinge und noch Schulkinder, als sie Waisen wurden. Sie mußten zuweilen bei Verwandten unterschlüpfen, wo sie sich beim Hüten der Schafe nützlich machen konnten, damit sie in der Familie des Bruders die Zahl der Esser verminderten. Beide erlernten dann, aus der Dorfschule entlassen, beim Stiefbruder das Zimmererhandwerk. Der Vater ging schon recht früh aus seinem Vaterhause, und damit aus dem Warthebruch fort, um sich in einem anderen Dorf, unweit Landsberg an der Warthe selbstständig zu machen. Um die Konkurrenz aufnehmen und durchhalten zu können, hätte er wahrscheinlich kapitalkräftiger und in seinem geschäftlichen Verhalten härter und skrupelloser sein müssen. Jedenfalls wuchs ich — trotz des hochstrebenden, fleißigen Vaters — in einer sehr kleinen und ärmlichen Dachwohnung auf. Sie war sonnig und dank der besonderen Haushaltungskunst und des Fleißes meiner Mutter immer blitzsauber und aufgeräumt. Nach meiner Erinnerung war immer Arbeit da, ein gemieteter Bauplatz mit einem Schuppen, sehr viel Holz und gutem Handwerkszeug. Aber niemals war reichlich Geld da, die stärkste Einschränkung gehörte zum Tag. Von den berühmt-berüchtigten Gründerjahren nach 1871 haben wir nur die Kehrseite gemerkt. Wohl sehe ich heute noch das eine oder andere schöne Wohnhaus vor mir, das mein Vater gebaut hat. Aber von Geld, gutem Verdienst und reichlichem Leben war nichts zu merken. Ich sehe ihn selbst vor mir mit seinem sauberen, ehrlichen Profil, mit den klaren, klugen und so guten Augen. Er war immer gut zu uns Kindern, wie auch zur Mutter, er konnte überhaupt nicht anhaltend böse sein. Wenn es einmal einen etwas heftigeren Wortwechsel zwischen ihm und unserer temperamentvollen Mutter gab, so fielen niemals rohe Worte und in wenigen Augenblicken war wieder Friede. Wenn die Väter meiner Spielgefährten am Abend nach Hause kamen, gingen die Kinder meistens scheu an die Seite. Ich konnte es mir nicht erklären, warum das wohl so war. Wenn mein Vater sich näherte, freute ich mich, sprang ihm entgegen und hängte mich in seinen Arm. Ich hatte immer etwas zu fragen, und er antwortete ernsthaft und freundlich, so daß ich niemals Scheu empfand oder mich durch eine Antwort verletzt fühlte. Selbst auf heikle, geschäftliche Fragen bekam ich eine meinem kindlichen Verständnis angepaßte Antwort. ...

* Auszug aus einer Niederschrift, die die Zeit bis zum ersten Weltkrieg umfaßt.

Die Schule

An die Schulzeit denke ich nicht so gerne zurück. Und noch heute meine ich, daß sie recht schlecht gewesen sein muß. Eine Volksschule mit vier Klassen; die unteren beiden besuchte ich je ein Jahr lang, in der dritten Stufe mußte ich zwei Jahre aushalten. Dann blieben noch vier Jahre für die obere Klasse! ... Da gab es dann keine Teilung mehr im Lehrstoff, nach dem ersten Jahr war alles ödeste Wiederholung. ... Als ich später „Mitglied der Nationalversammlung“ war, hat mir meine ehemalige Klassenlehrerin geschrieben. Sie sei nun pensioniert. Wenn ich jemals in meine Vaterstadt käme, bäte sie mich um einen Besuch. Ich ging zu ihr. Sie war ein altes, verholztes Frauchen und stockkonservativ. Ich habe ihr nicht erzählt wie oft ich ihr — allein, oder mit Kameradinnen zusammen — den Rohrstock entwendet und beseitigt habe. Es hätte ja auch niemand mehr genützt. — Wie wäre ich doch so gerne in die „Bürgerschule“ gegangen! Wohl kaum, weil ich glaubte, dann „etwas besseres“ zu sein. Aber weil dort sieben oder acht Klassen waren, und ich dann — wie gern würde ich mich anstrengen! — jedes Jahr in eine andere Klasse gekommen wäre. Und weil es in den oberen beiden Stufen eine Fremdsprache gab. Wie verlockend ich mir das vorstellte — ich fühlte unsere Armut. Als Handwerksmeister war mein Vater Mitglied des Gewerbe- und Handwerkervereins. Auch später war es ihm noch möglich, diese Verbindung zu erhalten. Er war ständiger Benützer der reichhaltigen und guten Bibliothek, woran wir Kinder profitierten. Ich habe als Kind und in meiner Jugend alles gelesen, was mir erreichbar war, Gutes und Schlimmes. An die Bücher, die ich mir aus dem Zeichenpult meines Vaters holte, erinnere ich mich gerne. Auch die jüngere Elisabeth sagte mir später oft, wieviel ihr diese Möglichkeit zu lesen doch gegeben habe. Ich weiß nicht einmal, ob unser Vater es gewußt hat, daß wir Kinder an seiner Lektüre partizipierten, glaube es aber doch. Später habe ich mir vorgenommen, meinem Vater eine kleine Klassiker-Bibliothek zu schenken, damit er sie als sein Eigentum haben könne. Als ich es endlich hätte tun können, war es zu spät für ihn. ...

Wie oft haben wir uns, meine Schwester Elisabeth und ich, daran erinnert, wieviel Schönheit und Zweckmäßigkeit in der schlichten Wohnungseinrichtung und Haushaltsführung unserer Mutter vorhanden war. Wir haben es bewußt mitgenommen auf unseren Lebensweg. Und wenn wir uns manchmal später ein wenig mehr leisteten, als unsere Mutter es konnte, so haben wir doch unsere — immer bescheidenen — Mittel niemals für Tand und überflüssigen Kram ausgegeben. „Schönheit gleich Zweckmäßigkeit“ wurde uns eine gemeinsame Lebensregel, in der persönlichen Lebensgestaltung, in Kleidung und Wohnung. — Ganz unbewußt war auch die Einteilung der mütterlichen Hausarbeit sowohl rationalistisch wie auch vom hygienischen Gefühl bestimmt. ... Was ich später, als ich älter war, oft an meiner Mutter kritisierte, war, daß ihr schönes, rebellisches Gefühl gegen Vorrecht und Unrecht zu leicht zusammensank. Sie resignierte zu leicht. Das konnte ich natürlich nur an den kleinen Dingen des Lebens messen, die damals an sie herantraten. Rückschauend weiß ich, daß sie für unseren Vater und uns Kinder ein guter und treuer Lebenskamerad gewesen ist. Eine ganz hervorragende Eigenschaft meiner Mutter muß ich noch erwähnen, für deren beispielhaftes Vorleben ich ihr immer unendlich dankbar geblieben bin. Sie sprach niemals abfällig über andere. Ich war und bin ihr so dankbar, weil sie mir damit eine kluge und gute Richtschnur für das Leben gab. ...

Im Beruf

Mit dem Verlassen der Schule mußte ich Geld verdienen, der Zwang dazu ergab sich von selbst. Ich erinnere mich deutlich an den Schmerz darüber, daß es nun mit dem Lernendürfen vorbei sei. Meinen Eltern gegenüber empfand ich keine Bitterkeit, ich wußte, daß sie selber es gerne anders gesehen hätten. Fortbildungsschulen für Mädchen gab es nicht. Ich versuchte, eine Lehrstelle als Verkäuferin in einem guten Geschäft zu bekommen. Man sagte mir, daß zwar meine Zeugnisse gut seien, daß aber diese Schule unmöglich genügend Kenntnisse für ein Lernen in diesem Geschäft mitgegeben haben könne. ... Mein Bruder hatte just in diesem Augenblick einen Berufsunfall. Ein Bein war schwer verletzt. Er mußte in der Folge sehr lange zu Hause sein und bezog wöchentlich ein Krankengeld von 4,50 Mark. Mein Vater bekam zur gleichen Zeit eine schwere